



Grete Füllunger

Roman von Alfred Döb

(Fortsetzung)

Se gab ihm die Hand und fragte: „Wie geht's?“ „s geht wie 's geht,“ erwiderte er, „aber nicht wie 's gehen soll. Du fehlst mir ha t überall!“ Sie lächelte „Heinrich, daß wir zwei immer so einig gewesen sind, war das Beste, was ich mit hinübernehmen konnt!“ So sprach sie und verschwand. An ihrer Stelle stand mit einem Male eine alte Frau, die eine weiße Haube trug, und sagte: „Handwerksbursch, arbeiten ist ehrbarer als betteln!“ Darüber wurde er wach. Und er besann sich, wo er die Frau, die ihm bekannt vorkam, in seinem Leben gesehen haben mochte. Endlich fiel 's ihm ein: in Bernigerode am Harz.

„In Bernigerode?“ unterbrach ihn der Buchbinder. „Hast Du da nicht geschafft?“

„Zwei Jahre,“ antwortete der Meister. „Und wie ich auf der Wanderschaft dort hängen geblieben bin, das ist merkwürdig genug.“

Er langte nach dem Wein, der auf dem Nachttisch stand, nahm einen Schluck und fuhr fort:

„Ich hatt in Ilfenburg übernachtet. Frühmorgens marschiert' ich nach Bernigerode. Unterwegs stieß ein Pfenkstrich zu mir. Dem seine Kluft glänzte in allen Farben, und keine Lesele waren zerlöchert. Dieweil ich noch ein junger Chauffeehase war, gab mir der alte Spedjäger gute Lehren. 's war im Sommer und barbarisch heiß. Wir aßen Heidelbeeren, die da massenhaft wuchsen. Nachher legten wir uns hin und schliefen ein. Wie ich aufwacht', hatt sich der Balzbruder aus dem Staub gemacht und hatt mein Geld mitgehen heißen und meine Uhr und meinen Ranzen. Au war Holland in Rot. Ohne einen roten Pfennig kam ich nach Bernigerode und trat in das erste beste Haus. Da war eine alte Frau. Die hatt eine weiße Haube auf. Und fragt, was ich wollt. „Ein ressonder Handwerksbursch“, sagt ich, „bittet um eine milde Gabel“, „Handwerksbursch“, sagt sie, „arbeiten ist et 'rer als betteln!“ Ich leg' ihr auseinander, was mir auf dem

Marfch von Ilfenburg nach Bernigerode passiert war. „Du bist noch jung,“ legt' sie, „Erfahrung mocht' flug. Ein andermal sieh Dich besser vor!“ Und sie schenkte mir eine Mark. „Kop' Krant,“ dacht ich, „eine Mark! Das ist ein schöner Anfang. Sollst du weiter sechten oder nicht?“ „Rein,“ sagt ich mir, „arbeiten ist ehrbarer als betteln!“ Und ich ging in die Herberge. Am selben Abend frag ich einen P'ach beim Meister Reichwagen am Marktplatz. Der alten Frau bracht ich die Mark zurück. Sie guckt mich ganz verstaunt an und sagt: „Du bist



Abend im Gäßchen

Der Abend kam in das Gäßchen als Gast. Da hielten die kleinen Leute Raft. Da setzten sie sich auf den Schwellenstein und sahn in den grauen Himmel hinein.

Und träumten: da, zwischen Haus und Haus breitet sich eine Wiese aus. So grün, so weich, wie die vor der Stadt, Die jeder von ihnen gesehen hat.

Und das Arbeitsmädchen aus der Fabrik, Die hat im Traum einen sonderm Blicd: Sie sieht einen dunklen Buchenschlag, In dem man nach Herzgenust lässen mag ...
vov Heller.



ein närrischer Kauz! Komm zu mir, so oft Du magst!“ Das tat ich denn auch. Immer fiel ein guter Bissen für mich ab und eine Tasse Kaffee.“

So erzählte Meister Füllunger und schaute, ein Lächeln auf den Lippen, in sein schimmerndes Jugendbild. Das Bild, das vor ihm emporgestiegen, ließ ihn nicht los. Auf waldigen Kuppen ein stolzes Schloß, Grüngoldne Hänge im Sonnenglanz, Blühende Bäche in graublauer Tiefe. Fernab, von weißen Wolken umlagert, der Broden. Ein junger Gesell, das Ränzlein auf dem Buckel, den Knutenstock in der

Hand, wandert durch die Morgenpracht. Neben ihm trottet ein duster Kunde, der Binseltzig. Der schwägt dem Teufel ein Ohr ab und eine Zehe dazu. Nun hebt er mit seinem Bierbaß zu singen an:

„Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet auf der Walz der Drahel
Gestern noch die Schicks am Arm,
Heute schon mit dem Gendarm
In das dunkle Riitchen 'nein.“

Doch nur still, doch nur still,
Mag es kommen, wie es will,
Mit dem Stenze in der Rechten
Wollen wir flott weiter sechten,
Ich und mancher Kamerad!“

Acht Tage später. Ueber dem Städtchen stand die mittägliche Sonne. Die Strohen waren wie ausgestorben. Vor der stehenden Hitze hatten die Menschen sich in die Kühle der Häuser geflüchtet. In ihrem Lädchen hochte die Gemüsefrau Hormann, schläfrig und verstimmt. Da lagen Spinat, junge Rübschen und Kopfsalat zu 'nein Bergen gehäuft. Da lodten, olerrote Kadieschen und frisch gestochener Spargel. Was Frau Hormann heut adon abgeleht hatte, war nicht der Rede wert. Die Leute behaupteten, sie sei mit ihren Preisen auf der hohen Schule Dummes Geschwätzt. Sie führte nur die beste Ware und gab nichts für drei Trumpeln her. Wer nicht bei ihr kaufen wollte, sollte es einfach bleiben lassen. Borhin hatte sie, die Frau Hofrat Bender in die Erblengasse bemüht, „Frau Hormann, was kosten die Spargel?“ „Fünfundsechzig Pfennige, Frau Hofrat!“ „Sehr teuer und nicht einmal besonders schön. Na, geben Sie mir drei Pfund!“ Sie wog der Frau Hofrat die Spargel zu. „Zwei Mark fünfundzwanzig, wenn ich bitten darf!“ „Schreiben Sie 's auf Frau Hormann!“ „Wie Sie wünschen, Frau Hofrat!“ Die Frau Hofrat zog ab. „Krieg die Krammenot mit Deiner dreieigen Schnauze!“ Die Frau Hofrat reiste jetzt ins Bad. Dafür hatte sie Geld. Bei der Gemüsefrau stand sie in der Kreide, die

Gemütsfrau mochte warten. O, du schlechte Welt!

Frau Hormann gähnte, daß ihr ein Fuder Heu in den Mund fahren konnte. Sie vollends im üble Laune zu bringen, grüßte drüben der Frau Baldschmidt ihr jüngster:

„Meine Mutter hat keine Zeit, Der Schneider wohnt zu weit, Wär nur meine Hofe ganz, Da wär ich froh!“

Frau Hormann nickte ein. Ob sie sah oder lag, das war ihr gleich, sie schief wie ein Sack.

Ein Biereständchen ging Lin. Das Badengüßchen bimmelte. Der Ratsdiener Dauber schob sich in seiner ganzen Breite herein. Sein Bild fiel auf die Schlafserin. „Nie kann man forttragen, und sie wird nicht mocht!“ sprach er bei sich.

„Holla!“ rief er.

Frau Hormann fuhr auf.

„Ja, ja!“

Sie rieb sich die Augen.

„Gu'n Tag, Herr Dauber!“

Der Ratsdiener lächelte.

„Ein Niderchen gemacht?“

„Ja no, bei der Higt!“

„Ich glaub, 's ist die längste Zeit heiß gewesen. Die Luft hat sich gedreht.“

„Das wär ein großes Glück. Nur ein paar Tag Regen. Die Mäen sieben dürre Wochen tranken.“

Der Ratsdiener legte seine Mütze auf den Ladentisch.

„Haben Sie schon gehört? Der Spengler Füllunger hat sich empfohlen.“

Frau Hormann schlug die Hände zusammen.

„Ist er gestorben? Ei, wann denn?“

„Diesen Morgen.“

„Hat er noch arg gekittet?“

„Gar nicht. Ich hab eben die Schwester Trina gesprochen. Er hat eine gute Nacht gehabt. Um sechs bringt ihm die Grete eine Tasse Milch. Er setzt sich auf und trinkt. „Wenn man so lang krank ist,“ jagt er, „steht man alles viel klarer.“ Wupp! tut er einen Sud, fällt zurück und ist hin!“

Frau Hormann erhob sich.

„Schad' um den Mann! 's war einer von meinem Schlag. Ohne Scheu. Und froh mit der Wahrheit nicht unter die Bank!“

Der Ratsdiener zog die Brauen hoch.

„Wär's nicht besser gewesen, er hätt sich mehr um sein Geschäft gekümmert, als daß er in den Vereinen den Bessermesser spielen tut? Er hat's zu seinem Schaden erfahren: Wer da auszieht, die Wahrheit zu predigen, kommt mit Beulen heim. Das ist nicht jedermanns Sache.“

Die Gemütsfrau sah den Depeschenträger schart an.

„Deswegen haben die Lumpenstecher und die Hügelneuf' das Peß in der Welt bestellt?“

Herr Dauber lenkte ab.

„Was wird's mit der Grete geben? Das arme Mädchen kann einem leid tun!“

„Die Grete steht auf eignen Füßen und hat einen festen Willen,“ sagte Frau Hormann. „Um die ist mir nicht angst.“

Der Ratsdiener nahm drei Hauptchen Salat, bezahlte sie und ging.

Die Härdlerin stemmte die Hände in die Hüften und schob die Unterlippe verächtlich vor. Der Erdgrind, der Faustler unterstand sich, dem Meister Füllunger eins anzu-

hängen und war nicht wert, ihm die Schuhriemen zu waschen. Ueber seine Vergangenheit war Gras gewachsen. Wie lang war's her? Fünfundzwanzig, dreißig Jahre. Da wohnten in der Schloßgasse die Schwestern Kästel. Sie verdienten mit Näharbeiten ihr ehrliches Brot. Der junge Dauber machte sich an die Ketteße heran und galt in der Stadt als ihr Bräutigam. Sie war ein hübschliches Mädchen und keine Schlunge. Eines Tages fuhr sie in ihre Heimat nach Geden. Währenddessen schmerte Dauber ihre Schwester an. Ein Dankert kam, und es gab einen großen Skandal. Statt der Verführten gerecht zu werden, ließ der Sachvozel sie sitzen. Das Kind starb, die Schwestern verzogen. Dauber lief mit einem trocknen Gesicht herum. Nach wie vor hatte er das Weibervoll am Händel. Seine Straße triegte er aber doch. Er war an die Fuhrmannstochter Lösch geraten und trat mit ihr in die Ehe. Sie hatte den Teufel im Leib und hielt ihn jetzt als alten Krotz noch unter der Huchel.

„O, du schlechte Welt!“ seufzte Frau Hormann nahm wieder auf ihrem Schemel Platz und spann sich in ihre Gedanken ein.

Der Wind hatte sich wirklich gedreht. Der Himmel hätte sich in ein gleichmäßiges Grau, doch dauerte es noch volle vierundzwanzig Stunden, ehe reichlicher Regen fiel. Auch der unermesslichen Dürre klug das Niesel- und Nieselregen wie ein Ruf zu neuem Leben. Kraut und Gras ruckte dem erquickenden Rah entgegen. Was die sengende Sonne verlohnt, zeigte sich in Fülle und Kraft.

Die Leidtrauernden, die das offene Grab des Meisters Füllunger umstanden, hatten nur zum Teil ihre Schirme aufgespannt. Alle atmeten mit Behagen die frischwechte Luft. Selbst der Herr Plarrer streute in seine Predigt ein paar Worte vom gnädigen Regen ein.

Der Sarg ward in die Gruft verient. Ein hünenhafter junger Mensch, dem das blonde Haar über die niedrige Stirn fiel, ging auf Grete Füllunger zu und gab ihr die Hand. In ihr tränenüberströmtes Gesicht trat ein Ausdruck leisen Erstaunens.

„Wer ist der Riese da?“ küßte der Rentner Döring, der erst seit kurzem im Städtchen wohnte, dem Rassenmeister Celsarius zu.

Dieser senkte das Kinn und bilperte:

„Ich sag's Ihnen nachher!“

Der Riese, erzählte er auf dem Rückweg vom Friedhof seinem Begleiter, war der Weggergesell Theobald Sonder, genannt der Gollath. Er hatte sich in der Fremde den Wind um die Nase wehen lassen und war vor einigen Tagen in die Heimat zurückgekehrt. Als er noch die Eierchen hinter den Ohren hatte, war er wegen seiner tollen Streiche schon bekannt wie ein dunter Hund. Zweimal hatte er von seinen Lehrherren den Laufpoh erhalten. Die Spezialität seines ersten Meisters, des Rühlhners Swamer, war, Rassenfelle in einem dunklen Kämmerchen auf eine gebirnissvolle Weise zu behandeln und als Rheumatismussmittel überdeuter zu verkaufen. Theobald Sonder, der dem Wundermittel nicht recht traute, brachte der Rundschaft bei, es komme seinem Herrn weniger auf die kräftige Wirkung der Rassenbälge als auf die klingende Münze an, die er dafür in die Tasche stecke. Sobald der Rühlhner von den aufrührerischen Reden seines Lehrlings Kenntnis erhielt, jagte er ihn zum Teufel. Nun versuchte es

Theobald beim Schuster Herr in der Preisliengasse. Hier entdeckte er, daß er kein Eigthümlich hatte. Tag und Nacht sann er darüber nach, wie er sich wieder frei machen könne. Endlich verließ er auf den Gedanken, daß in der Werkstatt zu erscheinen. Vom Meister gefragt, was das bedeuten solle, antwortete er, seit er das Leder schnel- den lerne, brüchten ihn seine Schuhe, diese kosteten überdies Geld, seine Füße aber dürfe er als eignen Zuwachs betrachten. Der Schuster verstand seinen Spaß. Als er sah, daß glückliche Worte nicht halfen, zeigte er dem Lehrburschen, wo der Zimmermann das Loch gefressen hatte. Niemand war froher als Theobald. Ein Schulkamerad, der das Weggergewerbe erlernte, erzählte ihm, wie reichlich die Ahuna im Weggerhaus sei, daß sich Fleisch und Wurst mittags und abends auf den Teller türnten. Das machte großen Eindruck auf Sonder. Gleich stellte er sich dem Wegger Rühlmann vor. Der nahm den kraftvoll gewachsenen Jungen als Lehrling an. Nun war er endlich im rechten Gleis. Er ging zum Einkauf mit aufs Land. Ein Raß, wenn es müde war, auf den Rücken zu nehmen, machte ihm nicht viel aus. Sein Herr lobte ihn über die Wagen und sagte: „Er ist ein Kerl wie zwei!“ Nachdem er seine Lehraeit bestanden, blieb er noch vier Jahre als Gesell. Allmählich wuchs er sich zum Krubspischer aus. Hörte man von einer Reiterei, war der Theobald Sonder dabei. Bärenmäßig stark schlug er drauf los, daß die Funken stoben. Etlische sagten, er sei trotz alledem ein kranter Kerl. Mit seinen Fäusten wollte niemand Bekanntheit machen. Jetzt war er plötzlich wieder im Land. Wenn er sich die Hörner auf der Boize nicht abgelaufen hatte, konnte man sicher sein, er würde unter den Snekstelmachern, wie früher, die erste Geige spielen.

So erzählte der Rassenmeister dem Rentner. Leute kamen hinzu. Irgegendwer brachte den Witterunsumschloß aufs Tapet. Das war Wasser auf aller Mühlen. —

Bei dämmerndem Abend sah Grete Füllunger in der oeräumigen Wohnkubel, die aufs behaglichste eingerichtet war. Neben dem Kachelofen stand der Schaufelstiel, in dem der Vater kein Mittagsstückchen zu halten pflegte. Auf dem Schreibtisch lag noch alles, wie er es verlassen hatte. Nur Rechten der alten Schwarzwälder Uhr hina unter Glas und Rahmen des Meisters Lehrbrief, zur Linken das Bildnis seiner früh verstorbenen Frau, eine Kreisbezeichnung, die er nach einer Photographie hatte anfertigen lassen. Auserlei Porzellanstückchen auf der mit schönem Schnitzwerk geschmückten Kommode gewannen im Halbdunkel ein eignes Leben.

(Fortsetzung folgt)

Regen und Regenmessung

Von Karl Anton.



So bald die Regenverhältnisse wissenschaftlich behandelt werden sollen, muß die meteorologische Erscheinung der Niederschläge überhaupt auf Zahlen gebracht werden. Dazu gehören auch Schnee, Graupeln, Schlossen, Hagel, Tau und Reif. Jene Bestimmung geschieht mittels der Regenmesser, die man auch, wenn man Fremdwörter liebt, als Hyetrometer, Ombrometer oder Pluviometer bezeichnen mag. Die her-

Stellung eines solchen Instrumentes stellt zwar an die Konstruktion weit strengere Forderungen als andere Messgeräte. Dennoch haben sich verschiedene Formen herausgebildet, von denen die eine diesen, die andere jenen Vorteil zeigt, und es ist wohl noch kaum eine endgültige Normalform gefunden worden.

Betrachten wir einen der verschiedenen Regenmesser. Seinen Hauptbestandteil bildet eine schmale, senkrecht angebrachte Röhre, die durchsichtig ist, und auf deren Außenfläche sich eine feine Nage-einstellung befindet. Sammelt sich also hier das Wasser an, so läßt sich dessen Höhe genau feststellen. In dieser Röhre flaut sich nun Flüssigkeit an, wenn der Himmel keine Schlei'en öffnet. Diese ist oben in einem breiten Trichter aufgeschlossen worden. Dabei wird ein besonderes Vorteil erzielt, wie alsbald klar werden soll. Nehmen wir an, daß die Kreisfläche, die der Trichter oben dem Regen entgegenkehrt, gerade zehnmal so groß ist wie der Querschnitt jenes senkrechten Rohres. Dann gelangt offenbar zehnmal soviel Wasser in die letztere, als eigentlich hineingehört. Aber dadurch wird die Ablesung bedeutend erleichtert. Steigt das Wasser bei einem Regen zum Beispiel um einen Zentimeter, so würde es ringsum, wenn dort nichts abflöste und verdunstete, nur einen Millimeter hoch stehen. Wir würden also unter die engeren Verhältnisse Striche, die einen Zentimeter voneinander entfernt sind als Millimeterfortschritte aufzählen, und die Anzeiger in diesem Sinne ausführen. Die Röhre mündet zweckmäßig unten in ein größeres Sammelgefäß, das durch einen Hahn absperrbar ist. Nach einem Regenwetter läßt man ab, wieviel Regen gefallen ist — zum Beispiel „drei Millimeter“ — und läßt darauf das Wasser in das Sammelgefäß abfließen, um die Röhre zu neuer Messung frei zu machen. Auch das Sammelgefäß hat unten noch einen Hahn, mittels dessen sich die gesamte Wassermenge abführen läßt, die sich etwa in einem Monat gesammelt hat. Man mag zur Kontrolle diese nochmals messen, wozu besondere, wieder mit Grad-einstellungen versehene Meßgefäße notwendig sind. Die ganze Vorrichtung wird in einem leichten Gestell an einer passenden Stelle im Freien befestigt.

Wir deuteten schon an, daß selbst bei dem Regenmesser, dem eine überaus einfache Aufgabe gestellt zu sein scheint, doch mit

allerhand Schwierigkeiten gekämpft werden mußte. Auf hohen Bergen kommen die Niederschläge bekanntlich in Form von Schnee herab. Dieser läßt sich mit dem geschilderten Apparat natürlich auch auffangen. Aber bei stürmischem Wetter wird er leicht über den Trichter hinweggeweht. Und wenn er sich in diesem schon gefangen hat, so löst ihn ein Windstoß wohl wieder heraus. Dann wird es nötig, den Schnee durch Zuführung von Wärme aufzutauen zu lassen. Daraus ersieht man eine neue Schwierig-

keiten gleich hoch über der Erde anbringen. Heutzutage werden nun die meisten Meßvorrichtungen mit selbsttätigen Einzelelementen versehen. Das ist etwa bei den Regenmessern vielfach der Fall. Eigentümlich ist zum Beispiel die Anwendung der Hornschalen Wippe. Das ist, kurz gesagt, ein besonders gestaltetes Gefäß, das immer umkippt und sich entleert, wenn der zehnte Teil eines Millimeters Regen niedergegangen ist. Nun befindet sich in der Nähe dieser Wippe ein Papierstreifen, der durch ein Uhrwerk mit ganz geringfügiger Geschwindigkeit von rechts nach links bewegt wird. Und jedesmal, wenn die Wippe umkippt, wird ein kurzer elektrischer Stromstoß ausgesandt, der auf jenem Streifen eine Marke ausprägt. Schließ-

lich finden sich auf dem Papier eine Anzahl von solchen Zeichen, die um so näher aneinandergerückt sind, je stärker es geregnet hat. Hierbei spielt die Verdunstung kaum eine Rolle, weil die Aufzeichnungen ja erfolgen, bevor die Wirkung werden kann. Es ist interessant, sich klar zu machen, was ein Regenschirm wieviel Wasser fassen kann. Wir lassen den Raum eines Quadratmeters ins Auge. Die er enthält 1000 mal 1000 oder eine Million Quadratmeter. Nun soll Regen von der Höhe eines Millimeters niedergehen. Das ist nicht eben viel und beträgt etwa den 700. Teil der Niederschlagsmenge, die durchschnittlich in Deutschland innerhalb eines Jahres fällt. Die verbleibende Wassermenge beträgt dann eine Million mal ein Tausendstel oder 1000 Kubikmeter. Da der Kubikmeter reinen Wassers 1000 Kilo schwer ist, führt unsere Rechnung auf den riesigen Betrag von 1000 mal 1000 oder von einer Million Kilogramm. Man erkennt, welchen gewaltigen Apparat die Natur in Bewegung setzt, um allein einem Quadratmeter Boden zu erfrischen.

Wir sprechen gern von „Wetterläuten“, wenn vom Regen geredet wird. Und doch herrschen auch hier Gesetz und Regel. Allerdings darf man bei Beobachtungen nicht bei vereinzelten Fällen stehen bleiben. Man muß vielmehr Durchschnitts aus vielen Messungen gewinnen. Und da zeigt es sich denn doch jeder Ort eine gewisse mittlere Jahresregenhöhe hat, um deren Betrag die Erscheinungen der einzelnen Jahre nur wenig herumpendeln. Ein paar Zahlen sollen angeführt werden. Die durchschnittliche jährliche Regenmenge, bezüglich Regenhöhe, beträgt in Deutschland 70 Zentimeter. In Berlin 55,



Friedrich Kallmorgen: Großmutter und Enkelin

(Verfeinerung aus dem Kalender: „Licht und Leben“ Verlag Fritz Herder, Berlin-Jehndorf)

zeit: es kann Flüssigkeit verdunsten, deren Betrag dadurch für die Messung verloren geht. Ueberhaupt ist das Verdunsten eine nützliche Erscheinung, auch dann, wenn es sich um Regen handelt. Nach und nach wird der Wasserstand im Röhrchen geringer, und die Ablesung wird irrig, wenn sie nicht bald erfolgt. Bei dem geschilderten Regenmesser bringt man daher oben, wo der Trichter in das Röhrchen übergeht, wohl noch einen Hahn an, den man während des trockenen Wetters schließt. Der Apparat hat dann drei Hähne, und jeder Sachverständige weiß, daß damit drei Quellen von Fehlern und von Ungenauigkeiten geschaffen sind. Damit der Wind nicht allzusehr störe, bringt man die Regenmesser nicht in zu großen Höhen über dem Boden an, weil oben die Luftbewegungen stärker werden. Und wenn man Regenmesser an verschiedenen Stellen gut vergleichbar machen will, so muß man sie un-



In der ungelunden feuchtlichen Kolonie Cayenne bereits 325. und in Tscherrapundschl. einem besonders regenreichen Ort am Himalaya, nur 1200 Zentimeter.

Köhlrich hat die Größe der Regenmenge überall ihre bestimmte Ursache. Geben wir uns an den Äquator. Hier steigen besonders in der Glut der Mittagssonne heiße Luftmassen in die Höhe. Diese haben reichlich Wasser aufgelogen; schwere Dünstmassen werden nun aufwärts getrieben. Hoch über dem Boden ist es selbst in heißen Ländern kühl. Da werden denn die feinen Wasserbläschen schnell zu Regen. Und in früher Nachmittagstunde stürzt dann ein Guß herab, von dem wir uns hier schwer eine Vorstellung machen können. Alles schwimmt; kein Fuß kennt seine Ufer mehr. Aengstlich flüchten sich die Tiere auf Bäume und Erhöhungen, in der Rot des Augenblicks die grimmige Fehde verzessend, in der sie sonst miteinander leben. Gezähmter erscheint der Regen jener Gegenden, die etwas weiter vom Äquator abliegen. Sie haben ihre Regen-

zeiten wenigstens nur dann, wenn die Sonne des Mittags durch den Scheitelpunkt ihrer Bewohner geht. Länder wie Griechenland erhalten Winterregen, und bei uns weiter im Norden fallen Niederschläge zu allen Jahreszeiten, weil ja hier die Luftströmungen, welche den Regen bringen, oft den mannigfachsten Wechsel zeigen.

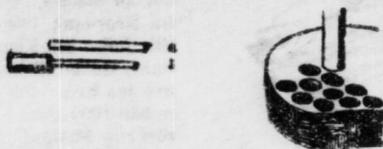
Schließlich herrschen überall noch besondere örtliche Verhältnisse. Ein Platz liegt zum Beispiel an der See. Weht der Wind vom Wasser herein aufs Land, so ist natürlich Regen zu erwarten. Denn die herankommenden Luftwellen sind stark mit Feuchtigkeit von der See her geladen, und sie suchen nun Gelegenheit, sich ihrer unwillkommenen Last zu entledigen. Umgekehrt herrscht Trockenheit, solange die Luft seewärts treibt. Sehr wichtig ist ferner die Erscheinung des sogenannten Steigungsregens. Wie kommt dieser zustande? Eine Wolke streicht über die Ebene dahin. Jetzt stößt sie an einen Berg, an einen Gebirgszug. Dessen Hang bildet im allgemeinen eine

schräge Fläche. Und an dieser schiebt sich die Wolke nach und nach in die Höhe. So macht sie, mehr oder minder freiwillig, eine Bergpartie, bei der sie natürlich in kaltes Gebiet kommt. Wie der feuchte Dunst in einem warmen Zimmer sich an den kalten Fensterscheiben zu Tröpfchen verdichtet, so vollzieht sich auch hier der Vorgang der „Kondensation“. Es tritt Niederschlag ein, und tatsächlich erscheinen die Gebirge als besonders regenreiche Gebiete. Oft lehr zum Nachteil jener Länder, die in ihrem „Windschatten“ liegen, und denen dadurch der Regen vielleicht völlig abgeschnitten wird. Leider genießen weite Gebiete, bei denen unglückliche Verhältnisse zusammentreffen, die Wohlthat des Regens gar nicht. Sie sind daher zu ewigem Wüstensein verurteilt. — — —

Sind die Regenverhältnisse, zum Beispiel jene obengenannten Zahlen, wirklich unänderlich? Wohl nicht. Aber erst ungeheuer große Zeiträume vermögen es, Verschiebungen zu erzeugen. Vorberhand gelten noch die meteorologisch ermittelten Beträge.

Aus allen Ecken

Die Kartoffelpistole. Kartoffeln sind heutzutage kostbar und nicht zum Spielen da, aber eine Ipat man sich schon mal gelegentlich ab, um den Kleinen die Freude zu machen, damit die Kartoffelpistole zu laden. Zu dieser Pistole brauchen wir eine starke Büchsenfederpfeife, die wir zu einer



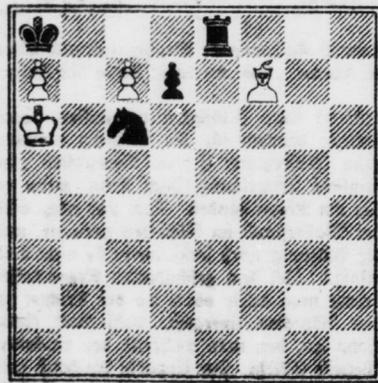
gleichmäßig weiten Röhre zuschneiden (a). Dann schnitten wir aus einem Stückchen Holz ein rundes Stäbchen das bequem in die Röhre hineinpaßt, einen Zentimeter länger als diese und einen Handgriff zum Anlassen erhält. Dieses ist der Ladestock (b). Aus einer Kartoffel schneiden wir nun eine Scheibe von 1 Zentimeter Dicke aus und stechen durch diese mit jedem Ende der Federpfeife ganz hindurch, so daß in der Röhre ein Pfropfen aus Kartoffel sitzen bleibt und sie verriegelt (Abb). Dann lassen wir die so geladene Röhre mit der linken Hand und treiben mittels des Ladestocks den einen Pfropfen in sie hinein. Dadurch wird die Luft in der Röhre stark zusammengedrückt und treibt mit einem merklichen Knall den anderen Pfropfen heraus, der einige Meter weit fortfliegt. Der erste Pfropfen wird dabei auch durch die Röhre hindurchgeschoben, wobei aber vorn in ihr sitzen, so daß wir, um die Pistole von neuem zu laden, nur noch am dem offenen Ende einen Kartoffelpfropfen auszuschießen brauchen. P. H.

Vorwandschaften gehören zu den wunderbarsten interessantesten Erscheinungen. Sie verbinden nicht nur manches dunkle Wortwörter, sondern verbinden zugleich auch die Begriffe, die anscheinend einander fern und fremd gegenüberstehen. So erklärt sich „Schmelze“ als „gekühltes“ „Wasser“, „Gerben“ bedeutet, das Leder „zu“ „i. d. fertig zur Verarbeitung machen. Die „Kammer“ ist ein Bekleidungsstück, bei dem das Leder etwas „vorgerollt“ wird. Die „Finger“ sind die Handgelenke, die „ganzen“ „Kommen“ eingerichtete sind. Die „ganzen“ oder mehr Teile zerbrochene

Gegenstand ist „entzwei“. „Eind“ ist der ins „Ausland“, in die Fremde, Verbannte. E nem wird etwas „eingetränkt“, wie man früher dem, an dem man sich rächen wollte, einen schädlichen „Trank“ vorsetzte. Dem „Durstigen“ ist die Kehle ganz „dürr“, d. h. trocken. Ein „Duckmäuser“ ist einer, der wie eine „Maus“ geduckt einherkriecht. „Braten“ ist die Speise, über der ein angenehmer Dampf „brütet“. „Blähen“ oder „blasen“ dehnen einen Gegenstand aus. Das „Blatt“ ist der „geblähte“ Reim; „blühen“ und „blähen“ sind eng miteinander vermandt, also auch „Blatt“ mit „Blüte“. Wenn man aus einem Ganzen mit einer Sähere etwas herausstrennt und dieses Herausgetrennte jemand gibt so „belchert“ man es ihm. Jemand, der rath „bei der Hand“ ist, gilt als „behende“. Wer „Wohlhabenheit“ zeigt, ist „behäbig“. Wer keine Persönlichkeit mit

bestimmten Charaktereigenschaften „umhegt“, fühlt sich „behauglich“. „Bedauern“ ist eine verschobene Sprachform von „betrauern“. Der „Baud“ ist der „buchstäblich gebozene“ Teil des Rumpfes. Ich kann etwas „auswendig“, wenn ich es nicht abzulesen brauche, sondern mir des „Buches“ Außenseite zuwenden. Ein „Ausbund“ ist ein Schaustück, das die Kaufleute früher als Stichprobe auf ihre Waren „außen aufbanden“. Schaß die man im „März“ als untauglich aus der Herde ausschied, gelten als „ausgemerzt“. „Anast“ ist die das Herz „ena“ machende Empfindung. Wenn ich etwas jemand „anheimstelle“, so „stelle“ ich es eigentlich „an das Haus“, dem er vorsteht. „Antwort“ ist das „andere Wort“, d. h. das Wort, das auf die Frage folgt. „Abgeheimt“ ist jemand, der vom „Feim“ (soltes Wort für Schaum) fortgenommen ist usw.

Schach. Bearbeitet vom Vorsitzenden des Deutschen Arbeiterschachbundes. Nr. 25. Anzeigensatz an die Leser von A. Dörfelinger, Berlin.



Matt in 2 Zügen durch eine Dame. Weiß: 1. Kc6, 2. Dg7; Schwarz: 1. Kc6, 2. Dg7. Lösung Nr. 24: 1. Dd4-g4 2. Dg4-c4. 1. ... 2. Dc7-c6. 1. ... 2. Dc7-c6. 1. ... 2. Dc7-c6.

das auch auf diesem Gebiet viel Schönes zu haben ist. „Das Schach im neuen Deutschland“, dem achtenswerten Artikel von E. Kähler in der Nr. 4 des „Mittellungsblattes“ des Deutschen Arbeiter-Schachbundes, entnehmen wir folgende Sätze: „In der proletarischen Republik Deutschland muß auch das Schach einen anderen Platz einnehmen als in dem früheren Deutschland. Es darf nicht nur mehr vereinsmäßig betrieben werden, sondern es muß ein wertvoller Erziehungsmittel werden. Die völkischen Eigenschaften des Schachs müssen voll ausgenutzt werden. Wie in der Schule das überliche Turnen geübt wird, so sollte dort auch das geistige Turnen geübt werden, wozu man die durch die jetzt endlich erfolgte Trennung von Schule und Kirche in Fortfall kommenden Religionsstunden durch die Einführung von Schachspieltunden ersetzen kann.“ Freier Schachbetrieb für alle Arbeiter-Schachspieler Groß-Berlins jeden Sonntagvormittag, 9-12 Uhr, Renföls, Passagelale, Perast. 151; Berlin, Kleine Auguststr. 14. Loagen-Restaurant (Nähe Kolonnenplatz).

Alle Leser und Leser werden aufgefordert, durch Einsenden von Partien, Problemen und Endspielen am Ausbau unserer Epalte mitzuwirken. Es wird in hohem Maße der Dabiermangel aus mal ein Ende nehmen, damit unsere Epalte größer erscheinen kann.

Erntegart. Die hiesige Arbeiter-Schachgesellschaft hat sich neu konstituiert und spielt jetzt wieder Mittwochs und Sonntags im Gewerkschaftshaus, Schlinger Straße 17/19.

Gemein. Auch hier haben sich die Arbeiter-Schachspieler in ihrem Verein wieder aufeinander gefunden und spielen jeden Freitagabend im Bogel Restaurant, Mühlentstr. 20.

Wie steht es denn in Hamburg, Heidelberg, Gellbronn, Pletzefeld, Dresden, Wands, Magdeburg, Jusselstabs, Danzig, Gießen usw.?

Verantwortlich: Redaktions-Bureau, Berlin. (Alle in der Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten nach Berlin, Köpenicker Str. 111.) Druck: Verlagsanstalt „Die Neue Welt“, Berlin. Druck-Veranstaltung: Verlagsanstalt „Die Neue Welt“, Berlin. Druck-Veranstaltung: Verlagsanstalt „Die Neue Welt“, Berlin.